

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Taubenwirtin

[urn:nbn:de:bsz:31-336850](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336850)

Dem die Zwingburg der Geldsachherrschaft erbaut ist. Hier ruht auch das Geheimnis eines gewissen „Nationalismus“. Wenn die Kosten für Kasernen und Kriegsschiffe durch die Herren aus ihren Riesenvermögen bezahlt werden müßten, oder wenn sie wenigstens mit ihrem Einkommen zu einer direkten Steuer herangezogen würden, wäre ihr aufdringlicher Eifer für die Verstärkung von Heer und Flotte bald erloschen. Die Sozialdemokraten haben die Forderung direkter, gerechter Abgaben immer vertreten, sind aber von den Wortführern der Geldsacke niedergestimmt worden. In diesem Winter wird sich wieder zeigen, welche Abgeordneten die Schutztruppe der Kapitalisten sind. Die sogenannte Reichsfinanzreform steht zur Entscheidung. Es geht mit der empörenden Schuldenwirtschaft des Reiches nicht mehr weiter. Neue Geldquellen sollen gesucht werden, damit das gewohnheitsmäßige Pumpen aufhört. Aber die Herren von der Regierung und von der liberalen und konservativen Blockkompagnie verkünden schon wieder, daß nach dem alten Rezept geschafft werden müsse. Neue indirekte Steuern sind geplant! Dem Volk soll weiter Sand in die Augen gestreut werden. Aber nicht bloß die Armen werden geschädigt zu Gunsten der Reichen, — es wird Süddeutschland zu Lasten herangezogen, von denen Preußen verschont bleibt. Eine Steuer auf die Elektrizität wollen diese Staatspfuscher einführen in dem Augenblick, in dem die Industrie, die Landwirtschaft und die Eisenbahnen unseres Landes die reichen Wasserkräfte des Oberrheins auszunutzen anfangen. Der deutsche Norden würde von dieser Abgabe nur ganz wenig getroffen werden. Die badische Regierung hat nicht den Willen oder nicht die Kraft, die bedrohten wirtschaftlichen Interessen unserer Heimat gegen die preußische Vormacht zu schützen. Die Sozialdemokratie aber war auf dem Platze und tat ihre Pflicht; im Landtag wie in ihren Zeitungen und Versammlungen hat sie gegen diese ungerechte und unsinnige Steuer, die eine Fessel für die Entwicklung des Gewerbes wäre, zum Kampfe aufgerufen.

Ludwig Frank.



Die Taubenwirtin.

Skizze von Anton Fendrich.

Im grünen Wiesengrund, der sich wie ein gleichmäßiges Becken hell von der dunklen Umrahmung der Tannen abhebt, lag das Dörfchen Wildau. Das große Wirtshaus zur Taube sah stolz von einer Anhöhe herab, die sich mitten aus dem Wiesengrund erhob.

Die Taube von Wildau war in den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts im ganzen Schwarzwald bekannt. Noch mehr aber die Taubenwirtin. Während des ganzen Morgens konnte man sie fast alle Stunde einige Minuten unter der Tür stehen sehen, von der aus man das ganze Dörfchen überblickte. Sie war ein Frau von bedeutenden Dimensionen, und doch nicht unproportioniert. Aus dem Gesicht leuchtete eine rotbackige Entschlossenheit. Für sie gabs nur ein „ja“ oder „nein“. Die gewaltigen, nackten Arme, die rot und kernig von den weißen Wauschärmeln abstachen, waren achtungsgebietend, das gestickte Nieder, sowie der

nur bis zu den Knöcheln reichende Rock, die weißen Strümpfe und die schwarzen Pantoffeln gaben ihr trotz ihrer fünfundsünfzig Jahren etwas Jugendliches und Frisches. Wenn sie so alle Stunde sich unter die Haustüre stellte, so war das nur, um dem Dampf der großen Küche zu entfliehen und etwas Luft zu schnappen. Es war Sommer und die alten Kurgäste aus der Residenz waren wieder da. Da war des Sähneschlächters und Forellensieders kein Ende.

Es war überhaupt eine sonderbare Geschichte mit den Sommerfrischlern in der Taube. Das waren lauter Leute aus der Beamtenwelt, die einmal der absoluten Ruhe und um wenig Geld des Leibes pflegen wollten. Dem Taubenwirt, der ein Mann von höflichen Umgangsformen war, die er sich beim Uhrenhandel in England erworben hatte, war es eine Ehre, so vornehme Leute seit Jahren als Gäste zu haben. Er konnte nicht genug sein Köpfelein listen. Die Taubenwirtin dagegen sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkte aus an. Sie hatte eine tiefe Verachtung für alles Städtische, und wenn sie mit der Viertelmillion Vermögen, welche sie und ihr Mann an Wald, Wiesen, Vieh und Hausrat besaßen, auch nicht prozte, so ließ sie es die Herrschaften doch manchmal merken, daß sie die Herren Rechnungsräte mit Gemahlinnen usw. für drei, vier Wochen einfach „ordentlich herausfüttere, damit es wieder vorhalte für ein Jahr“. Daß sie ihren Pensionsbetrieb jedes Jahr mit einem Defizit abschloß, das verhehlte sie auch gerade nicht; aber die Herzlichkeit, die in ihrer Verbtheit steckte, versöhnte die alten Gäste immer wieder.

Als sie heute wieder ihre Luftschnapperpause machte, da fiel diese länger aus als gewöhnlich. Der lebenslustige, resolute Zug auf ihrem Gesicht war fast verschwunden. Sie sah hinab nach der Schmiede, wo der Schmiedfranz auf einen glühenden Radreifen hieb, daß die Funken wie Feuerwerk stoben.

„Wenn er halt nur kein lediges Kind wär! Ich gäb ihm schon mein Marieli. Aber so?“ Dies alles dachte sie und sagte dann plötzlich, indem sie ganz energisch in der Haustüre Kehrt machte, ohne merkwürdigerweise mit den Ellenbogen anzuschlagen: „Nix ischs! 's bleibt dabei! Der Schmied soll sich eine andere suchen.“

In der gleichen Zeit sah oben aus der Dachkammer ein sonnenverbranntes, schwarzäugiges Maidli nach der Schmiede hinunter und lugte dem Funkensprühen des Schmiedfranz zu. Ihre Gedanken und Gefühle schloß sie ähnlich wie ihre Mutter ab, indem sie sich ebenfalls umwandte, mit dem rechten Absatz heftig auftrat, daß die alten Dielen der Kammer krachten und zweimal laut dazu sagte: „Und i nimm kein andere — und i nimm kein andere!“

An dem gleichen Abend saßen an dem langen „Herrentisch“ in der Taube, an dem oberen Ende, wo in der Ecke das Kreuzifix hing, etwas ärgerlich die Taubenwirtin, der Herr Rechnungsrat aus der Residenz und der Herr Oberlehrer aus Frankfurt. Sie langweilten sich, weil der Herr Kaplan immer noch nicht zum üblichen Stat erschienen war. Und der alte Taubenwirt, der in der Wirtsstube herumtänzelte, spielte nicht. Auf einmal fing der Rechnungsrat, nur um etwas zu reden, an:

„Seau Taubenwirtin, warum seid Ihr denn eigentlich republikanisch gesinnt?“

Die Taubenwirtin stemmte ihre beiden Arme in die Hüften, sah den Rechnungsrat scharf an und meinte:

„Es könnte nicht gut ausfallen für die Herren und für die Fürsten, wenn ich davon anfinge.“

„Na, na, Frau Taubenwirtin,“ bemerkte erstaunt der Professor, der ein Norddeutscher war.

Nach fuhr die Replik aus dem Munde der Wirtin:

„Und für d' Preußen täts erst recht schlecht ausfallen!“

„Dann aber los, Frau Wirtin, da bin ich wirklich neugierig . . .“ sagte der gutmütige Rechnungsrat. In diesem Augenblick verschwand der Taubenwirt durch die hintere Türe. Er war 15 Jahre älter als seine Frau und kannte ihr „meisterloses Maul“.

Die Taubenwirtin machte ein gleichgültiges Gesicht und meinte trocken:

„Mir kanns recht sein!“

Fast wie eine Drohung hatte das geklungen.

Dann fing sie ganz langsam an und sah hie und da auf den Tisch, als ob sie aus dem gewirfelten Tischtuch Erinnerungen herauslesen wollte:

„Ihr wißt, Ihr Herren, was Anno 48 im Badischen los gewesen ist. Da, grad so um die Zeit, wo es Anno 49 noch einmal anfing, fuhr ich als sechzehnjähriges Mädchen mit meinem Vater über Freiburg hinab nach Offenburg. Zweimal im Jahr machte der Vater, der mit Korn und Vieh handelte, diese Fahrt. Da eines schönen Morgens — ich glaube es war in Kürzell — wurden wir ganz früh — ich habe noch nicht einmal meine Böpfe gemacht gehabt — durchs Militär überrascht, das zum Dorf hereinzog. Das waren die Preußen, welche die Freischärler aus ihrem eigenen Land herausjagen sollten. Auch in die Wirtschaft, wo wir übernachteten, sind sie gekommen und haben gestohlen wie die Raben. Milch, Butter, Fleisch, Speck, nichts haben sie verschont und sind noch dazu saugrob gewesen und haben eine Sprach geredet, die kein Christenmensch verstanden hat. Auf einmal sehe ich da, wo das Durcheinander am größten war, unter einem großen Lindenbaum, einen Trompeter. Er gab zuerst ein Signal und verkündete dann mit lauter Stimme, in einer halben Stunde hätten alle volljährigen Männer des Dorfes auf dem Plage zu sein. Richtig, der Platz füllte sich, und auf einmal ritt einer daher, — so ein ganz hoher, hab ich gedacht, muß es sein —, und sagte vom Pferd herunter den Bauern alle Schand. Die Söhne der Bauern, die zu den Freischärlern gegangen seien, wären Verräter und Strolche! Ha, wenn ich ein Mannsbild gewesen wär, dem hätt ichs gesagt! Aber die Mannsbilder sind mit dummen Köpfen herumgestanden und habens Maul gehalten. Gelupft hats mich ordentlich innerlich, denn mein älterer Bruder, der Johann, war auch mit den Freischärlern gegangen, und da waren fast nur rechtmäßige Leute dabei. Und dann später, als wir wieder daheim waren, im Schwarzwald, da kam eine preußische Patrouille auch durch Wildau und suchte nach Freischärlern. Dem Vater sind sie fast an den Kragen gegangen, weil er nicht sagen wollte, wo mein Bruder war. Das Gewehr und den Säbel von ihm hab ich im Kamin zwischen den Speckseiten versteckt gehabt. Sie habens gefunden und die Waffen mit den Speckseiten mitgenommen. Dann haben sie geflucht wie die Türken, alles zu unterst zu oberst gemacht und uns gedroht, wir würden alle erschossen.“

Sie sah ihre Zuhörer nun scharf an, um die Wirkung ihrer Erzählung von den Gesichtern der zwei Männer abzulesen. Der biedere Rechnungsrat machte eine Miene, als ob er sagen wollte:

„Ja, ja, das sind böse Zeiten gewesen, aber das ist doch jetzt vorbei.“
Der Frankfurter Oberlehrer war gereizt, hielt es aber angesichts des niederen Pensionspreises für besser, zu schweigen und ein sauer süßes Gesicht zu machen.

Als ob sie die Gedanken des Rechnungsrats gelesen hätte, unterbrach die Taubenwirtin die etwas ungemütliche Stille mit den Worten:

„Ja, Herr Rechnungsrat, was man halt jung erlebt hat, das vergißt sich nicht mehr, und je älter man wird, desto mehr stehts wieder vor einem. Mir wenigstens geht es sol — So, und jetzt wissen die Herren, warum ich republikanisch bin. Der Großherzog und seine Frau sollen ja sonst ganz rechtschaffene Leute sein, aber ich glaub, es ging auch ohne sie.“

Der Oberlehrer war nun in Wirklichkeit, nicht nur aus finanziellen Rücksichten, sprachlos. Der Rechnungsrat kannte solcher resoluter Schwarzwälderinnen noch mehrere und freute sich an dem Entsetzen seines Nachbarn.

Fast hätte man den Skat ganz vergessen, als plötzlich die Türe aufging und darin der Herr Pfarrverweser erschien. Sein rötliches fettes Gesicht zeugte von guter Nuzung und gediegenem Trunk.

„Wäre schon lange gekommen“ — sagte der junge Mann, indem er sich verbindlich die Hände rieb, „aber die Seelsorge geht vor.“

„Machen Sie keine Sprüche und setzen Sie sich auf Ihre vier Buchstaben,“ rief ihm gebieterisch und ohne besondere Rücksicht auf den Stand des runden, jungen Seelsorgers zu nehmen, die Taubenwirtin zu. Sie konnte sich das erlauben; denn die vielen Körbe mit Wein, Gähnen und sonstigen schmachhaften Dingen, die aus der Taube schon ins Pfarrhaus gewandert waren, hatten dem Seelsorger längst alle pfarrherrliche Autorität über die Taubenwirtin genommen.

Um den für ihn gerade nicht günstigen Eindruck dieser kräftigen Einladung zu verwischen, fing das Pfarrherrlein an:

„Ihr unterschätzt die Sorge um meine Pfarrkinder; ich bin ein geplagter Mann. Und das schlimmste ist, daß die Verderbnis auch von außen in unser stilles, trautes Dörfchen getragen wird.“ — Dabei neigte er wehmütig sein rotes, glattrastertes Köpfchen leise nach der linken Seite und sah mit den Augen gottergeben in die Höhe. Die drei Zuhörer waren aufs äußerste gespannt. — Schwer klangen aus seinem kleinen verschmitzten Munde die Worte:

„Die Sozialdemokratie hat ihren Einzug in Wildau gehalten.“ Und pathetisch fügte er hinzu: „Aber ich werde diese Pest auszurotten wissen . . . Würbele, ein Schoppen!“ . . . So schloß der offenbar der Stärkung bedürftige Pfarrverweser seine Mitteilung.

Als das Schenk mädchen, das schon lange gewartet hatte, dem Herrn Pfarrer ein mächtiges Glas goldigen Weins gebracht, fragte die Wirtin trocken:

„Was ist auch das, die Sozialdemokratie?“ Und mit einem Achselzucken setzte sie hinzu: „Es wird auch nicht so schlimm sein, wie Ihr da machet, Herr Pfarrer.“

Jetzt wurde der Pfarrverweser ernst und streng vor sich hinsehend sagte er:

„Die Religion wollen sie zerstören, die Ehe auflösen, und durch Gewalt sich in den Besitz des Geldes der Begüterten setzen.“

Die Taubenwirtin schaute zuerst den Rechnungsrat, dann den Ober-

Lehrer und zuletzt den Pfarrverweser an, schlug dann mit der Hand leicht auf den Tisch und sagte:

„Graft, genau exakt, das nämliche haben sie Anno 48 und 49 von den Freischärtern gesagt und es ist dazumal auch nicht wahr gewesen. — Was sagen Sie dazu, Herr Rechnungsrat?“

Der Rechnungsrat gehörte zu jenen Stillen im Lande, wie es deren viele im Badischen gibt. Er erklärte der Taubenwirtin, was die Sozialdemokraten für Absichten hätten und schloß:

„Sie wollen nichts Unrechtes, die Frage ist nur, ob sie es erreichen.“

Der Pfarrverweser wurde nun dunkelrot; aber bevor er losplätzen konnte, kam ihm die Taubenwirtin mit der Frage zuvor:

„Ja, was ist jetzt das für ein Pestfranker, der Sie so in Aufregung bringt? Ihr kriegt einen Kopf wie unserm schwarzen Godel sein Kamm!“

Ohne diesen wenig respektvollen Vergleich zu beachten, erklärte der Pfarrverweser mit unterdrückter Wut:

„Frau Taubenwirtin, das ist der Schmied brunten, der Franz. Ich weiß, Sie hätten Ihre Tochter diesem Menschen nie zur Frau gegeben, aber jetzt ist es mir eine Beruhigung zu wissen, daß es nun sicher nicht geschieht.“

Die Taubenwirtin machte, als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte und sagte anscheinend gleichgültig:

„Schau, Schau, der Schmied-Franz!“

Dann nahm sie das Kartenspiel, ließ das Spielbrett bringen und verteilte die Karten mit der Bemerkung, man sei doch eigentlich zu einem Skat beisammen und nicht zum unnötigen Diskutieren.

Bei dem Spiel war sie merkwürdig zerstreut, während sie sonst eine ganz gefürchtete Hereinlegerin war. Nach einigen Runden meinte sie, es sei Zeit für sie, ins Bett zu gehen.

Am andern Morgen hatte schon ganz in der Frühe die Taubenwirtin den Hirtenbus zum Schmied geschickt, es sei am Stall eine Tür aus der Angel, er solle nur gleich kommen. Eine Viertelstunde darauf saß die Taubenwirtin auf dem breiten Rand des aus einem langen Tannenstamm geschnittenen Brunnentrogs und vor ihr stand fast wie ein Schulbus der Schmied-Franz. Seine mächtige Gestalt schien vor dem ernststen Blick der Taubenwirtin kleiner zu werden und auch sein stolzes, kantiges Gesicht war fast demütig geworden. Er mußte eine Ahnung haben, daß jetzt sich sein Schicksal erfüllen werde. Die Taubenwirtin fing ohne alle Einleitung an:

„Schmied-Franz, 's gilt ein ernstes Wort zwischen uns. Ich weiß, ein Duckmäuser bist du nicht, aber diesmal mußt du deinen ganzen Mann stellen. Ist es wahr, daß du ein Sozialdemokrat bist?“

Dem Schmied-Franz ward nicht ganz wohl. Es dauerte aber nur einige Augenblicke, daß er schwankte zwischen der Wahrheit und der Liebe. Denn sagte er die Wahrheit, so war das Marieli seiner Ansicht nach für ihn verloren. Fast wie vor einem militärischen Vorgesetzten antwortete er, ganz einerlei, was für ihn daraus entstehe:

„Sawohl, Taubenwirtin.“

Die Taubenwirtin fragte wieder:

„Franz, du bist ein ehrlicher Mensch, sei's auch jetzt und sag mir: Was wollen die Sozialdemokraten?“

Der Franz war während des Sozialistengesetzes drei Jahre in Zürich

gewesen und es fiel ihm nicht schwer, der Taubenwirtin das kurz und bündig zu erklären.

Da kam die dritte Frage:

„Franz, hast du mein Marieli auf eine ehrliche Art lieb? Weißt du, es ist mein einziges Kind!“

Darauf konnte der Schmied-Franz, so leicht eine Antwort auch war, keine geben. Eine einzige Träne rollte ihm über das verruhte Gesicht. Ganz unwirsch über seine Unmännlichkeit, sagte er barsch:

„Das wißt Ihr so gut als ich, Taubenwirtin.“

„Mußt nicht zornig werden, Franz!“ sagte die herbe Frau und nahm ihn an der Hand. „Wenns Marieli über Nacht nicht anderen Sinnes geworden ist, dann könnt Ihr zwei im Spätherbst heiraten.“

Als Franz aus seinem Erstaunen über den unerwarteten Ausgang dieses Frühgesprächs erwachte, war er allein. Die Taubenwirtin war still weggegangen. Wie das alles gekommen war, konnte er sich nicht vorstellen; aber als er wieder drunten in der Schmiede stand, da hieß er darauf, daß die kleine, ruhige Werkstatt wie ein Sternhimmel sprühte.

Die Taubenwirtin war durch den Futtergang hinter das Haus gegangen. Dort sah sie das Marieli oben auf der frischgemähten Wiese Wäsche abnehmen. Der Wind hatte über Nacht die Wäsche getrocknet und fuhr jetzt noch in die Hemden und Unterhosen, daß es eine Freude war, und selbst mit den kurzen Röcken vom Marieli trieb er einen verwegenen Unfug. Aber niemand sah das, als die Mutter, die sich in aller Heimlichkeit über ihr stolzes Mädli freute.

„Marieli!“ — rief die Mutter hinauf. Da drehte sich das Mädchen um. Der frische Tau eines Menschenlebens lag auf seinem Gesicht. Seine braungebrannte Haut und das Blitzen sprühender Lebensfreude in ihren dunklen Augen überraschten in diesem Augenblick sogar die Mutter, die doch schon stolz genug auf ihr Kind war. Mit drei Säßen war das Marieli bei der Mutter unten. Diese nahm ihr Kind an der Hand, zog es vertraulich zu sich heran und sagte ihr ganz nüchtern:

„Marieli, du kannst den Schmied-Franz heiraten.“

Obwohl der Frau das Herz fast zersprang, ging sie auch jetzt anscheinend so gleichgiltig weg, als ob sie vom Kochen geredet hätte.

Das Marieli aber tat einen Zauchzer, daß die Kühe, die in der Nähe weideten, verwundert ihre Köpfe hoben.

Am gleichen Abend, als es schon dunkel war, sah die alte Taubenwirtin auf der Bank unter einer großen Eberesche zwei sitzen. Kurze Zeit nachher kam das Marieli in die Gaststube und hatte auf seiner linken Wade verdächtige Flecken, die von Ruß herrühren konnten. Das war der klarsehenden Taubenwirtin ein Zeichen, die Heirat möglichst zu beschleunigen, damit das lang zurückgehaltene Feuer nicht allzu stark um sich greife. Das Marieli aber erhielt dennoch, bevor es zu Bett ging, eine Standrede über die Sitten einer Jungfrau, daß es bis zur Heirat nicht wieder mit Rußflecken im Gesicht heimkam.

Im Herbst war Hochzeit. Des Pfarrers Bedenken waren durch häufigere Sendungen in die Pfarrküche zerstreut worden. Nie hatte man in der Wildauer Gegend ein stolzeres Brautpaar gesehen.

Die Taubenwirtin aber ist jetzt schon seit einigen Jahren gestorben. Es gibt heute solcher Frauen nicht mehr viele auf dem Schwarzwald.

Ihr Andenken ehrt der Schmied-Franz dadurch, daß er auch jetzt, wo er selber Taubenwirt ist, offen die Farbe der Liebe und der Freiheit bekennt: „rot!“ —



Das neue Vermögenssteuergesetz.

Die Gesetzgebungsmaschinerie arbeitet bekanntlich sehr langsam. Mehr als 20 Jahre sind dahingeflossen, bis die schon im Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts als notwendig anerkannte Reform des sogenannten Ertragssteuer-systems in Angriff genommen wurde. Endlich wurde dem Landtag 1905/1906 eine Vorlage seitens der Regierung vorgelegt und nach langen mühevollen Beratungen in den beiden Häusern des Landtags kam das **Vermögenssteuergesetz** zustande. Das Sprüchwort: „Was lange währt, wird endlich gut“, hat sich aber in diesem Gesetzgebungswerk nicht bewahrheitet. Kaum daß es in Kraft getreten war, erhoben sich landauf landab Stimmen der Unzufriedenheit, die namentlich in den Städten sehr laut erschallten und das mit Recht.

Alle Gesetze, bei deren Schaffung einseitige wirtschaftliche Interessen rücksichtslos in den Vordergrund geschoben werden, wirken ungerecht. Das gilt ganz besonders für unser neues badisches Vermögenssteuergesetz. Hier hat man die Interessen der städtischen Bevölkerung und vor allem die des Gewerbes und der Industrie zugunsten derjenigen des platten Landes sehr schwer benachteiligt. Niemand wird es der Landwirtschaft vergönnen, wenn in gebührender Weise auf die mißlichen Verhältnisse Rücksicht genommen wird, wie sie durch die weltwirtschaftliche Entwicklung in den den letzten 30 Jahren über unsere deutsche Landwirtschaft gekommen sind und am allerwenigsten kann man es wünschen, daß die Landwirtschaft treibende Bevölkerung ungerecht und hart besteuert wird. Aber ebenso ungerecht ist es, wenn dem Teil der Landwirte das Steuerzahlen geschenkt wird, der Steuern zahlen kann und wenn man zu diesem Zwecke andere Bevölkerungs- und Erwerbs-schichten härter besteuert, als sie es verdienen. Das aber hat man mit dem neuen Vermögenssteuergesetz getan.

Dieses neue Gesetz unterwirft grundsätzlich das liegenschaftliche Vermögen in allen seinen Teilen der Besteuerung; ebenso das Betriebsvermögen. Ferner soll das bewegliche Vermögen, soweit es nicht unter das Betriebsvermögen fällt, also z. B. das Forderungskapital, der Besteuerung unterliegen. Ausgeschlossen von der Besteuerungspflicht sind der Staat und die Groß-Zivilliste, obwohl die letztere viel eher in der Lage wäre, Vermögenssteuer zu bezahlen, als alle übrigen Steuerpflichtigen des badischen Landes. Würde die Zivilliste zur Besteuerung herangezogen, was nur recht und billig wäre, so würde der badische Staat alljährlich ein hübsches Stümmchen mehr an Steuern einnehmen.

Um die Vermögenssteuer an Stelle der bisherigen Ertragssteuern einführen und erheben zu können, mußten ganz neue Kataster aufgestellt werden. Dies war wieder nur möglich, indem die Liegenschaften samt Gebäuden im ganzen Lande neu eingeschätzt wurden. Wie notwendig das war, zeigte die kolossale Zunahme der Vermögenswerte, wie sie durch die Neueinschätzung in Stadt und Land sich herausstellte. Freilich sind bei dieser Neueinschätzung auch in vielen Fällen